

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. III.

Donnerstag, 13. Mai.

1915.

Klippen.

Roman von Helene Schebe-Heller.

Machtdud verboten.

(18. Fortsetzung.)

Doch eine Sünde war es, seine Seele seiner Frau zu verschließen und einer anderen sie zu schenken — und dann — wie ein Heiliger mit dem Recht auf seiner Seite dazustehen und zu sagen: Du hast gefehlt!"

Wohl hatte sie gefehlt — einmal in einer schwachen Stunde. — Aber — hatte sie sich in dem Augenblick überhaupt Rechenschaft gegeben von dem, was sie tat — war nicht die Versuchung plötzlich — unerwartet — wie eine Springflut gekommen und hatte sie, wie im Traume, fortgerissen?

Hatte sie dem Manne nicht ein Jahr lang widerstanden — nicht einmal ein Wort — einen Blick geschenkt? — kaum genippt am Becher der Leidenschaft, ehe sie — schwelend — betäubt — ihn ausgetrunken hatte?

War dann nicht gleich mit dem Erwachen die Neue gekommen — war sie nicht sofort umgekehrt, von dem einzigen Wunsche beseelt, zu ihrem Manne zurückzukehren und ihre Schuld zu sühnen?

Aber er?

Er hatte sie allein nach Scheveningen reisen lassen — wie gut sie sich an den Abend erinnern konnte, an dem sie so warm gebeten hatte, er möchte sie begleiten.

Er hatte die Bitte ihr abgeschlagen. Seine Arbeit vorgeschnürt. War das nicht auch eine Lüge gewesen? Hatte sie nicht auch ihm geglaubt und ihm vertraut — und er hatte sie betrogen?

War er nicht zurückgeblieben, um mit Hilde Roswald zu sein?

Wieder zerrte die Eifersucht an ihrer Seele und wühlte sie auf.

Ja, das war es. Jetzt wurde es ihr klar. Er wollte bei Hilde bleiben. Darum ließ er sie allein, ohne seinen Schuh in ein Bad ziehen, dessen Gefahren er kennen musste.

Er hatte seiner Frau sich entzogen und der Fremden geschenkt.

Darin lag der Bruch der Ehe.

Die Untreue der Seele ist weit unheilbarer als die der Sinne.

Aber niemand würde ihr das glauben. Wäre sie überhaupt fähig gewesen, in Worten auszudrücken, was sie jetzt mit den Augen sah, die Eifersucht und Schmerz ihr geöffnet hatten?

Sie war wehrlos — machtlos. Keiner konnte helfen.

Sie dachte: "Eine andere hatte meine Stelle in seinem Herzen genommen" — aber es wurde ihr in dem Augenblick gar nicht bewußt, daß sie diese Stelle schon in der ersten Zeit ihrer Ehe verloren hatte. Die langen Jahre der Entfremdung waren vergessen. Sie konnte ihm das Glück nicht gönnen, das auf ihrem Unglück sich aufbaute, und Hilde Roswalds Name peitschte ihr das Blut zur Empörung.

Niedling war nicht mehr der Einsame, der er gewesen war. Das hatte sie längst, das hatte auch die Welt gefüllt. Wer alle schrieben sie es seinen wachsenden Er-

folgen zu, weil sie ihn alle nicht kannten und nicht wußten, daß nur ein aus der Tiefe geborenes Glück die Einigkeit seiner Seele füllen könnte.

Nun hatte er eine Heimat gefunden.

Und diese Heimat war Hilde Roswald.

Hastig griff Frau Niedling zur Feder. Jetzt schreiben — vergessen — genießen! Nicht mehr im Herzen diesen zermaulenden Dolch spüren — wie damals — entrinnen dem unerbittlichen Leid — und zu ihm gehen.

Dennoch kein Wort konnte sie für den Freund finden — die Erinnerung an ihn war wie erstarrt — daß Feuer, das sie für ihn zu schüren versuchte, wollte mir für den Mann lodern.

Da warf sie verzweifelt die Feder zur Seite und fann.immer mehr verdrängte das Bild des Gatten das des Geliebten. Aus dem Branden der Leidenschaft begannen ganz langsam längst verflungene, versöhnende Stimmen zu steigen.

Sie war eine junge, glückliche Braut — er verbrachte seine Ferien im Hause ihrer Eltern. Sie liebten sich — und ihre Liebe war laut und leidenschaftlich wie das Rauschen des Windes im Wald, und innig und warm wie das Sonnenlicht auf der blühenden Wiese. Sie war stolz auf seine Gaben und Erfolge, und ihm lachte das Glück aus ihren sorglosen Augen und auf ihren jungen Lippen.

Und das Leben erschien ihr so schön wie ein Rosengarten, und die Dornen wollte sie nicht sehen und über die Abendschatten huschte sie hinweg, dem Morgenlichte zu.

So war es immer gewesen; deshalb wahrscheinlich hatten sie sich nicht verstehen können.

Und dann war sie eine glückliche junge Frau. Es war ein Jahr nach ihrer Hochzeit. In der Wiege lag ein Kind und schrie, und Niedling nahm es in seine Arme, und er sah es mit tiefen, erstaunten Augen an, so wie man ein großes, heiliges Wunder betrachtet.

"Mein Kind", sagte er mit einer Stimme, die seine Frau nie vernommen hatte, und dann setzte er sich neben sie und legte das Kind an ihr Herz und küßte sie. Und ihr war, als hätte er sie noch nie so geliebt.

Und dann, ein Jahr darauf, starb das Kind. Und dann kamen die schweren, einsamen Jahre, wo sie wie ein fremdes Kind vor der Schwelle seines Herzens saß und weinte — bis sie es in dem stillen Haus mit dem in sich gekehrten, rastlos suchenden und strebenden Mann nicht mehr aushalten konnte — und sich vom Glücksdrang ihrer Schmetterlingsnatur fortreißen ließ.

Ihr wurde so seltsam weich ums Herz, als Bild um Bild die Vergangenheit vor ihre Seele zog. Sie weinte, und durch ihre Tränen schimmerte ein Glück, das sie verloren glaubte. In dem Dunkel ihrer Verzweiflung begann sich ihr langsam wieder die Schönheit ihrer ersten Liebe zu eröffnen.

Sie zerriß den Briefbogen, der vor ihr lag.

Sie wollte ihm nicht schreiben — nein — noch nicht; kämpfen mußte sie, um die verlorene Liebe ihres Mannes zurückzugewinnen.

Aber war das möglich?

Konnte sie ihn von seinem Entschluß, die Scheidung zu beantragen, abbringen? Sie konnte nicht an sein Herz sich wenden — das würde nutzlos sein, weil er eine andere Frau liebte, und die Leidenschaft, die ihn jetzt erfüllte, kein anderes Gefühl aufkommen lassen würde.

Wie sollte sie ihm auch den Umschwung in ihrem Leben erklären? Sie verstand ihn selber nicht. Grübelte auch nicht darüber nach — flammerte sich nur mit aller Gewalt an die Liebe fest, die plötzlich als eine neue Macht ihre Seele erfüllte. Sie hatte die bisherigen Jahre verträumt — jetzt wollte sie wachen und alles daran setzen, um das Glück, das die andere ihr genommen, zurückzuerobern.

Die andere! Wie sie sie haßt!

Sie trug die Schuld. Ihre sanfte Miene war nur eine Maske gewesen. Jetzt war sie entlarvt, und ihr Gesicht hatte die Schläue der Intrigantin.

Wie vorsichtig war sie ans Werk gegangen, daß auch kein böser Schein sie streifte — bis sie ihrer Macht ganz sicher war. Dann war sie in das Haus gekommen, das ihr nicht gehörte und hatte in Gedanken schon davon Besitz genommen. Sie war in das Zimmer gegangen, in dem die arme verlassene Erna Ridling kein Heimrecht mehr besaß und hatte den Mann geführt, dessen Herz sie gestohlen hatte, und dachte nicht an die Gattin, deren ganzes Wesen nach Liebe lechzte.

Das war Schuld.

Mit sich selbst mußte Hilde Roswald zu Gerichte, statt den Splitter in des nächsten Auge zu entdecken.

Das wollte sie ihr sagen. Möchte sie sich dann nur verteidigen und ihr Handeln beschönigen — Erna Ridling würde dem Kampf gewachsen sein. Das Traumleben war zerrissen. Sie pregte die Lippen zusammen und dachte: „Hier sterben, als verzichten. Aber ich werde nicht sterben — leben werde ich und siegen!“

XIII.

Erna Ridling saß in Frau Roswalds Wohnzimmer und wartete in fiebiger Spannung. Sie war am Frühnachmittag gekommen, um sie zu Hause anzutreffen — und Hilde Roswald war nicht fertig gewesen — sie hatte sich nicht verleugnen lassen. Es hätte ihr auch nichts genützt; denn Erna Ridling wäre wiedergekommen und hätte sie wohl zu dieser Unterredung zu zwingen gewußt.

Was wollte sie ihr sagen? Wie anknüpfen? Ihr Herz flopte zum Berpringen. Es war weit schwerer, als sie es sich gedacht hatte. Und wie lange sie warten mußte — wahrscheinlich wollte man sie schon im voraus demütigen.

Sie warf trocken den Kopf zurück. Noch gehörte der Mann ihr — war der anderen nur ein Freund; das gab ihr Mut.

Sie schaute sich um und sah auf dem zierlichen Frauenschreibtisch einen Strauß roter Rosen. Sie glühten vor Liebe und Zinnigkeit — berauschten, wie der Kuß der Leidenschaft.

Da wallte mit verdoppelter Kraft der Sturm in ihr auf. Alles andere war vergessen. Sie sah nur die Rosen — konnte nicht mehr die Augen davon abwenden — hätte sie in ihre fiebende Hände nehmen und entblättern und zermaßen mögen. „Er“ hatte sie ihr gebracht. Sie wußte — sie fühlte es.

Hier hatte er sie besucht — hier hatte er gestanden — hatte hier gesessen — vielleicht an derselben Stelle, wo sie jetzt den großen Kampf ihres Lebens ausfocht. Sie hafte diesen hellen, freundlichen Raum — hafte die Sonne, die ihn mit Gold erfüllte. Alles, was von ihm an Gedanken und Empfindungen hier zurückblieben war, schien plötzlich Gestalt zu gewinnen, um das Herz dieser Frau aufzuwickeln.

Wie weh die Eifersucht tut! Wer sie nicht kennt, hat nicht wahrhaft gelitten. Einen Augenblick war es Erna Ridling, als müsse sie fliehen oder machtlos zusammenbrechen — und im nächsten loderte ihr Haß wieder auf — sie starrte nach den Rosen — wollte sie zerstreuen — kämpfen — ringen — die Erinnerung an ihren Mann aus diesem verhaften Raum fortreißen, statt mehrlos — machtlos hier zu sitzen — — —

Auch in Hilde Roswald wogte der Kampf, als ihr Frau Ridlings Besuch gemeldet wurde.

Ein fast unüberwindlicher Ekel packte sie. Sollte die große, tiefe Liebe, die sie erfüllte, wie in einem Vaudeville herabgezogen — verstimmt, — zerkleinert werden? Sollte sich drunter in dem Zimmer, das er so liebte, eine Eifersuchtszene abspielen? Es war so entwürdigend. Etwas wie Abscheu erfüllte sie bei dem Gedanken, daß sie ihre Kräfte mit denen dieser Frau würde messen müssen.

Sie verachtete sie. Sie war der Überzeugung, daß sie ihren Mann nicht liebte, und nur an der Ehe festhielt, weil sie ihr manche Unnehmlichkeit und Freiheit und vor allem die Achtung der Welt brachte.

Darauf wollte sie nicht verzichten. In den Kulissen mochte die verbotene Frucht genossen werden — vor der Galerie aber mußte man sich halten und das Leben in Regel und Gesetz abwenden. Darum war sie gekommen.

Hilde Roswald dachte an die eitle, oberflächliche Frau zurück, die im Rauental alles „langweilig“ fand. „Was wird sie mir jetzt wohl sagen?“ überlegte sie einmal ums andere.

Aber es half nichts. Es mußte durchkämpft werden.

Als Frau Roswald einen Augenblick später in ihr Wohnzimmer trat, hatte sie scheinbar ihre ganze Ruhe und Sicherheit zurückgerlangt.

— Nun standen sich die beiden Frauen gegenüber.

Während sie mit den Lippen die konventionellen Begrüßungsformeln wechselten, bohrten sich ihre Blicke ineinander, als wollten sie den Schleier lässten und auf den Grund der Seele schauen.

(Fortsetzung folgt.)



Meine Ehre steht in niemandes Hand als in meiner eigenen, und man kann mich damit nicht überhäufen; die eigene, die ich in meinem Herzen trage, genügt mir vollständig, und niemand ist Richter darüber und kann entscheiden, ob ich sie habe.
Bismarck.

Ein Feldpostbrief aus Russisch-Polen.

Frankfurt a. M., 10. Mai. (Ktr. Trst.) Anfang Dezember war in Frankfurt ein Feldbataillon aufgestellt, das nachher mit anderen hessischen Bataillonen zu einem Reserve-Regiment vereint wurde. Anfang Februar ward dem neuen Regiment als erste Kriegsaufgabe die Teilnahme an der Winter Schlacht in Masuren. Welche Strapazen zu überwinden waren bei Kälte und Schneesturm in dem fast wegeloßen verschneiten Russland bei erschwerter Verpflegung und ungemeiner Unterkunft in stetem Kampf gegen ungezisener und unbeschreiblichen Schmutz — das wird jedem von uns in steter Erinnerung bleiben. Wer sie wurden gern erzählen, sahen wir doch unter Hindenburgs glänzender Führung den Erfolg klar vor Augen. Jeder von uns nahm auch staunend beim Überschreiten der Grenze den ungeheuren Unterschied wahr zwischen der wohlverwalteten, geordneten, wenn auch jetzt verwüsteten deutschen Landschaft und den unglaublich verwahrlosten Zuständen in Feindesland. Bei diesem eindrücklichen „Anschauungsunterricht“ lernten wir die Segnungen unserer Verwaltung erst recht schätzen, an denen wir so leicht achtflos vorübergegangen waren. Nachdem der Durchbruch durch die russischen Schülengräben gelungen war, war die rein militärische Aufgabe, die uns wurde, leicht: einige leichte Gefechte und dann ein großes Kesseltreiben in dem riesigen, zwischen Suwalli, Augustow und Grodno gelegenen Wasde. — Als die Riesenbeute an Gefangenen und

Material in Sicherheit gebracht war, harrte unser eine neue Aufgabe: Es galt, die Russen, die aus P. vorgestossen waren, wieder zurückzutreiben. In vier lebhaften Gefechtstage waren die Aufgabe erfüllt. Wir lagen in R., einige Kilometer nördlich Prasnyj. Jeder Tag hatte uns eine Menge gefangener Russen gebracht, ohne daß unsere Verluste erheblich gewesen wären. Da änderte sich die Lage: In Prasnyj waren einige neue russische Korps eingetroffen. Sibirier, noch in voller Gefechtsstärke, — Elite! „Na, die müssen wir erst zurechtmachen“, hieß es. Am andern Morgen vor Tau und Tag kamen sie auch an, wie die Hirschreden. Rechts neben uns hatte eine weite Lücke bis zur Nachbarabteilung geschafft. In der Nacht war eine schwache Pionierabteilung dort hineingeschoben worden, die ein Feldwerk herstellen sollte. Der steinige, 80 Centimeter tief gesbroene Boden, gegen den wir mit Kreuzhaxe und Spaten einen fast hoffnungslosen Kampf geführt hatten, widerstand auch der Pionierkunst. Die feindlichen Schützengräben waren im Vormarsch geblieben. Bald lag der weiße Boden mit dunklen Punkten besetzt. Unsere Schrapnells mit ihrer niedrigen Sprengpunktllage und das Infanteriefeuer taten ihre vernichtende Wirkung. Da kam vom rechten Flügel die Meldung: Russen sind in das Feldwerk eingedrungen, Pioniere gehen zurück. Pioniere! und zurückgehen? Das kann unmöglich wahr sein! Von unserm rechten Flügel hämmerten einige Maschinengewehre auf den bedrohten Punkt hin. Die Pioniere waren allerdings zurückgegangen — um ihre Gewehre zu holen, die sie hinter der Arbeitsstelle zurückgelassen hatten. So hatten die Russen in das Feldwerk eindringen können. Es dauerte aber nicht lange. Unsere Maschinengewehre langten gut hinüber und der Schluss war, daß 70 Pioniere 400 Russen gefangen nahmen.

„Russische Kolonnen umgehen unsere rechte Flanke“, so lautete die nächste Meldung. Sie war richtig — es waren die gesangenen Russen.

Die russischen Schühen waren indessen in einer Mulde verschwunden, die etwa 700 Meter vor unserer Front lag. Am Nachmittag fand nur ein Artilleriekampf statt, auch er schief bei Dunkelwerden ein.

Die Nacht über lagen wir, Gewehre im Arm, eines Angriffs gewartig in Stellung. Es war stockdunkel und dichter Nebel herrschte. Um 5.30 Uhr früh wurde es lebendig. Die Russen griffen an. In der Front wurden sie, trotzdem wir nur einzig Schritt weit sehen konnten, durch unser Feuer überall leicht abgewiesen. Aber in der Lücke zwischen uns und den Pionieren brachen sie in dichten Massen durch und drangen mit Hurra in unser Dorf ein. Handgranaten, Schüsse, Bayonette, Geschrei. — Es war eine wirre Szene, ein Augenblick höchster Spannung. Da aber zeigte sich, daß unsere brav feldgrauen Jungs doch aus anderem Holz geschnitten sind, als diese russische „Elite“. Von allen Seiten pfefferten sie auf die Eindringlinge. Als nach kurzer Zeit ein paar Kompanien zur Unterstützung herbeikamen, war der Kampf schon entschieden. Wir hatten die Russen zurück gemacht. Viele lagen tot und verwundet herum, viele waren im Schutz des Nebels zurückgelaufen und 800 unverwundete Gefangene standen zum Abtransport bereit. — Lieb' Vaterland, lannst ruhig sein, solange deine feldgrauen Söhne so Wache halten.

Bunte Welt.

Aus der Kriegszeit.

Der Bart des Kriegers. Die meisten Krieger an der Front prangen heute im Schnurrbart ihres Bartes, und die Franzosen haben sogar aus diesem Merkmal ein Kennzeichen des Felddienstes hergeleitet, denn sie nennen alle in der Feuerlinie befindlichen Soldaten „Boisus“, d. h. Bärtige. Selbst die Nation der Glattrasierter, die Engländer, fehlt zu dem Wahrzeichen der Männlichkeit über der Lippe gar nichts, und der Schnurrbart scheint in Kitcheners neuem Heer, zum mindesten für die Offiziere, zwingend zu sein. Das Wort bartig ist ja längst für uns mit dem Krieger ganz natürlich verknüpft, und wir können verfolgen, daß auch in der Vergangenheit die Kämpfer meist „Boisus“ waren, gewiß weil nun einmal der Bart ein Symbol des Männlichen ist und Haarfülle dem Gesicht einen starken und trockigen Ausdruck verleiht. Die alten Germanen schreckten durch die Länge ihrer Haare und die Wildheit ihrer Bärte die glattrasierten Römer, und auch

heute noch läßt sich bei primitiven Völkern feststellen, daß sie die Bärte wachsen lassen, um den Feinden Furcht einzujagen. Bei den Germanen waren Bart und Haar zum Symbol der Freiheit und der Ehre geworden. Nach dem Bericht des Tacitus wurde der Unfreie oder Untertreter fahl geschoren. Auch von dem stolzesten Kriegsvolk des klassischen Altertums, den Spartanern, dürfen wir annehmen, daß sie im Gegensatz zu den übrigen Griechen Bärte trugen, denn den Besuchern der Stadt des Lycurg wurde der Bart gegeben, „sich den Bart wachsen zu lassen und die schwarze Suppe zu essen“, weil sie sich sonst mißliebig von den andern unterschieden hätten. Im übrigen unterscheidet sich der Griech von dem „Barbaren“ durch Bartlosigkeit, und Alexander der Große hat sogar seinen Soldaten das Tragen von Bärten verboten, „damit die Feinde beim Handgemenge nichts fänden, woran sie sich festhalten könnten“, ein Befehl, der uns in die damalige Kampfsart von Mann gegen Mann einen tiefen Einblick tun läßt. Alle greifbaren Gegenstände wurden freilich damit nicht aus dem Gesicht geschafft, denn selbst der große Mazodontier konnte seine Leute nicht veranlassen, sich — die Nasen abzuschneiden. Später muß der Bart den Feinden wohl nicht mehr eine so gefährliche „Handhabe“ geboten haben, denn die bärigen Germanen wurden dadurch in ihren Eroberungssäulen nicht aufgehalten; sie fanden sogar einen Stolz in die Bracht ihres Lippen- und Kinnschmudes, und nach Paulus Diaconus führten die Langhaarigen ihren Namen wegen der Länge ihres Bartes, auf den sie besonders stolz waren. Bei den Franken wurde der Vollbart zu einer Auszeichnung, die nur den Tapfersten gestattet wurde; so konnte man schon dem Krieger vom Gesicht ableSEN, welche Taten er vollbracht hatte. Eine Zeit der Bartlosigkeit führte dann das Rittertum herauf, dieses von Frankreich ausgehende Gesellschaftsideal, das der weiblichen und weiblichen Züge nicht entbehrt. Der Kampf der Angelsachsen mit den Normannen bietet ein solch weltgeschichtliches Schauspiel des Zusammenstoßes zwischen Bärtigen und Bartlosen, zwischen altem Germanentum und neuem Rittergeist. Da die Normannen in der alten Heimat den Bart für die „Blume der Männlichkeit“ hielten und in Kettwegen noch zur Zeit der Eroberung Englands sehr lange Bärte trugen, so müssen die Eroberer diesen Brauch erst in Frankreich abgelegt haben. Als Wilhelm mit seinen Männern in England landete, schickte Harold Späher aus, und diese meldeten mit größter Bewunderung, daß das Heer der Feinde ganz aus Priestern bestehen müsse; denn nicht ein einziger hätte ein Haar im Gesicht. Nach der Unterwerfung des Angelsachsen erließ Wilhelm ein strenges Gesetz, daß alle glattrasiert gehen müßten. Durch mehrere Jahrhunderte hin hat der Kampf um den Bart getobt: stets waren es die Krieger, die sich Bärte nicht nehmen lassen wollten und sie gegen den Modegeschmack verteidigten. Doch erst das Zeitalter der Landsknechte brachte dem Soldaten wieder sein ungeschmälertes Recht auf den Bart, und nun waren es zum Teil abenteuerliche Formen, in denen sich die Freude an diesem männlichen Schmuck auslöste; die Spanier trugen riesige, federn obenhin sich sträubende Schnurrbärte, die Franzosen lange Knebelbärte, die Deutschen große Vollbärte. Als dann das 17. und 18. Jahrhundert wieder das glatt rasierte Gesicht vorschrieben, suchte man sich wenigstens durch eine statliche Haartracht zu entzündigen. Die Krieger trugen ungeheure Perücken, und als die Uniformen eingeführt wurden, den ellenlangen Zopf, diese „Blüte des Camaschendienstes“. Gewisse Regimenter bewahrten sich auch jetzt noch das Vorrecht des Barttragens, vor allem die Kavalleristen, unter denen sich die Husaren durch ihre herabhängenden Schnurrbärte auszeichneten. Die berühmten Gardes Napoleons trugen einen kurzen Bardenbart und die Sappeure auffallend lange Vollbärte, jenen „Sappeurbart“, der später im Heer immer mehr Gingang fand. So hat sich die Tatsache, daß zum Krieger der Bart gehört, trotz entgegengesetzter Befehle und Modegesetze immer wieder in der Geschichte gezeigt.

Die Vergessenen. Die Vergessenen — das sind die Herren und Damen, deren Denkmäler im Sommer 1914 in Paris enthüllt werden sollten und die nun, teilweise noch in ihrer schügenden Hülle, teils von Sturm und Regen bereits dem Sonnenlicht entblößt, herumstehen, von niemanden beachtet und in diesen aufgeriegelten Seiten mit im Wege. Paris mangelt es an Denkmälern, sagt ironisch der Blauderer eines Pariser Blattes. Man findet nur ein Dutzend um die Seine herum, nicht mehr als drei auf der Place Maillolherbes und höchstens eine Mandel auf dem Boulevard Saint-Germain. Der Sommer ist die Saison der Denkmalseröffnungen, der Freiluftreden und der Feste in der Augustsonne, und die Pariser wollen sich wieder einmal an solchen Feiern vergangener Größe und gegenwärtiger Eitelkeit recht gütlich tun. Da kam der Krieg dazwischen, kein Mensch hat mehr an die Feste gedacht, und nun sind die Statuen wie die Rentiere; auch für sie gibt es ein Moratorium. Mit Erstaunen erzeigen

Je diese Marmezelle, eingehüllt in ihre Tücher wie in lange Trauerschleier, und harren des Tages, da man sie der Öffentlichkeit und so gleichsam erst ihrem Dasein übergeben wird. An der Strohendecke der Rue de Sévres und des Boulevards Haussmann springt ein mächtiger weißer Steinblock ganz unvermittelt hervor. Zwei riesengroße Figuren, deren menschliche Gestalt man unter der dicken Umhüllung kaum unterscheidet, heben sich darüber empor. Der Wind bauscht und zerrichtet die Tücher, klärt alle Linien und Formen auf und läßt diese plumpen Massen wie gespenstige Phantome erscheinen. Und doch verborgen sich darunter die Standbilder zweier amutiger und edelmütiger Frauen, die gute Mme. Boucicaut und das wohltätige Mme. Heine, die so viel für das Kreuz gekämpft haben. Und das Ganze ist ein Denkmal zu Ehren des Roten Kreuzes, eigentlich heute eine sehr zeitgemäße Angelegenheit, aber von niemanden geahnt unter dem häßlichen und lächerlichen Maskenkostüm, das das Denkmal umhüllt. Nur, wenn der Regen die Hölle dichtet an die Körper anpreßt, erhalten die beiden Damen plötzlich ein amüsantes Aussehen und sind von ihren unfreiwilligen Tüchern wie von fliehenden griechischen Gewändern umschlungen. Im Luxembourg-Garten fällt eine grohartige Silhouette auf, die ebenfalls durch eine Umhüllung entstellt ist. Es ist das Meisterwerk Rodins, das man „Das eberne Zeitalter“ nennt, aber das vielleicht eher in dieser wunderbaren Junglingsgestalt das „Erwachen des Gedenkens“ symbolisieren soll. Der Spaziergänger fragt sich, wenn er von weitem dies verdachte Denkmal sieht, ob es sich um einen großen Briefkasten oder eine Litschäule handelt, und die Straßenlichter scheinen vor leichter Ansicht zu sein, indem sie ihre Wesen sorgfältig darum gruppieren. Nicht weit davon steht eine Stele zu Ehren Stendhal's, dessen Namen sie trägt. Über den goldenen Buchstaben aber ist ein großes Loch, in das das Medaillon mit dem Bild des großen Schriftstellers noch eingelassen werden soll. Herumstehende Rüttigänger äußern die Ansicht, daß wohl hier eine Uhr hineingekommen werde; sie halten das für praktischer. Nicht weit von Stendhal träumt George Sand mit unwollter Stirn, die Augen von Traurigkeit erfüllt, einen augenscheinlich wenig angenehmen Traum. Vergebens lacht ihr gegenüber ein ganz unbekleidetes Marmormädchen — die komische Muse darstellend — aus vollem Halse und stellt ihre Finger einer tragischen Maske in den Mund. Ein Schmied, der auf seinem Amboss sitzt, stellt die Arbeit dar. Der Stubn röhrt Leconte de Lisle; eine Grazie isoliert mit Watteau. Vanville, Mürger, Verlaine, die Dichter, Louis Natisonne und Sainte-Beuve, die Schriftsteller, Mme. de Séur, Gabriel Vicaire und Frédéric Delphay stehen mißvergnügt in den Ecken des Gartens und schauen gelangweilt auf die Rasenflächen herab, wie wenn sie diese närrische Welt anflügen wollten, die sie erst hierher geführt hat und nun plötzlich von ihrer Anwesenheit nicht das geringste wissen will.

Der Eiffelturm als Telefunkensstation. Wie einer der letzten Generalsabschriften wieder betonte, geben uns die französischen Mitteilungen, die von der Telefunkensation auf dem Eiffelturm aufgehängt werden, manch schäbbare Mitteilungen. Über die Bedeutung, die dieser einst als „Weltwunder“ gebaute Turm durch seine Einrichtung für drahtlose Telegraphie gewonnen hat, unterrichtet ein Aufsatz, den die Umschau der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure entnommt. Ursprünglich hatte der Eiffelturm gar keinen praktischen Zweck, sondern war nur als ein Wahrzeichen für die hohe Leistungsfähigkeit der französischen Ingenieurkunst erbaut worden. Nach der Ausbildung der Funkentelegraphie aber wurde der 300 Meter hohe Turm von der französischen Heeresverbindung als wichtigste Station für drahtlose Telegraphie eingerichtet. Die erste Anlage erwies sich nach einigen Jahren als unzulänglich. Daher wurde die Leistung der Sendeantlage im Jahre 1909 zunächst von 7 auf 10 Kilowatt erhöht; die ganze Einrichtung wurde in unterirdischen Räumen untergebracht, so daß man vor ihr außer den aus 6 Drähten bestehenden Antennen außerlich nichts sehen kann. Diese Unsichtbarkeit der ganzen Anlage ist ein großer Vorteil, denn die Flieger können sie nur sehr schwer zerstören, und diese Voricht beweist, daß die Station lediglich aus militärischen Gründen geschaffen und vervollkommen worden ist. Die unterirdische Anlage enthält außer den Arbeitsräumen noch einen Diensträum für den leitenden Offizier sowie Schlafräume und Küche für 20 Mann der Funkerabteilung. Durch 10 Kilowatt Senderleistung war die Station bereits so weit gebracht, daß sie sich mit der Marconi-Funksation von Glacebay in Nordamerika verständigen konnte. Durch die neueste Ausgestaltung ist die Anlage aber noch viel leistungsfähiger gemacht worden. Die Leistung wurde jetzt auf 35 und 50 Kilowatt erhöht, und nun konnte man einen weitreichenden Nachrichtendienst und dr-

Signalausgabe für die Urzeit einrichten. Um Zusammenhang damit wurde eine Versuchsstation, die mit tönen Funken arbeitete, geschaffen, und eine Betriebsanlage dieser Art von 150 Kilowattleistung ausgeführt. Die Reichweite der Eiffelturmsation beträgt in ihrer jetzigen Vervollkommenung bei Nacht, wenn keine elektrischen Störungen in der Atmosphäre sind, etwa 5000 bis 6000 Kilometer und bei Tage noch 3000 bis 4000 Kilometer. Damit kann man unter günstigen Umständen sogar Nachrichten bis zu der 6200 Kilometer entfernten Station der nordamerikanischen Regierung in Arlington übermitteln. Die Station dient jetzt natürlich ausschließlich militärischen Zwecken, und wenn eine Störung durch Flieger- oder Luftschiffbomben gelänge, würde dadurch die Nachrichtenübermittelung der französischen Heeresleitung empfindlich gestört werden. Für nicht kriegerische Zwecke ist die Einrichtung früher nur zur allgemeinen Übermittelung von Zeitsignalen bemüht worden, um dadurch die Normalzeit festzustellen, und für geographisch wissenschaftliche Zwecke.

Englische Kriegsheiraten. über das Verschwinden des englischen Hochzeitsluchens klagen beweglich die „Daily News“, die eine Reihe von an Hochzeiten interessierten Geschäftsmännern über ihre Ansicht von den Kriegsheiraten befragt haben. Die Möbelgeschäfte sind wie die Stuhlhäuser der Meinung, daß der Krieg einer anständigen Hochzeitsfeier den Todestrieb versetzt habe, und die Küster der Großen Londoner Kirchen schließen sich ihnen an. Die Hochzeiten haben in den vornehmen Gesellschaftsklassen jeden Brunn verloren, und eine Art der „stillen Trauungen“ ist angebrochen, wie sie noch nie geherrscht. Der Hochzeitsluchs, dieses Symbol einer britischen Vermählungsfeierlichkeit, ist schrecklich zusammengeschrumpft und in vielen Fällen gänzlich verschwunden. Die Sitz, kleine Kisten mit Hochzeitsluchens den Jungvermählten zu senden, hat ebenfalls aufgehört. Und ebenso ist die Hochzeitsreise außer Mode gekommen. Wo soll man sich hinwenden? Nach dem Süden Frankreichs, nach der Schweiz, nach Italien? Auch hier entgeht man dem düsteren Schatten des Krieges nicht, und dann hat die Lust zum Reisen überhaupt bei den reisefreudigen Engländern soziell aufgehört. „Früher machte ich mit Hochzeitsreisenden die besten Geschäfte,“ erklärt der Director eines großen Reisebüros. „Aber jetzt reisen die Neuermählten nicht mehr, sondern in vielen Fällen geht der Bräutigam von der Kirche direkt in den Schubengraben. Und auch anderen Touristen ist die Lust zu Vergnügungsfahrten vergangen.“ Die jungen Ehepaare machen gute Miene zum bösen Spiel und erklären, solche Hochzeitsreisen seien überhaupt eine peinliche und ungemütliche Einrichtung, die man auch hätte aufgeben müssen, wenn sie der Krieg nicht gewollt hätte. Früher traute man sich schon um der Verlobten willen nicht, nach der Hochzeit zu Hause zu bleiben. Jetzt ist das ganz selbstverständlich geworden; man heiratet, geht direkt von der Kirche ins Bureau und kommt abends heim, um voll Stoumen die junge Frau am eigenen Kamin führen zu sehen. Eine Ausstattung und Einrichtung brauchen die jungen Leute ja auch in Kriegszeiten, aber jeder Luxus ist streng verpönt, und nur die notwendigsten Dinge werden angekauft, so daß die dadurch leidenden Geschäftsmänner sehr klagen. Nur die billigen Möbel und die billigen Tapeten geben noch. Es ist klar, daß auch weniger gebraucht wird als in Friedenszeiten. „Hochzeiten!“ sagte der Küster einer vornehmen Kirche des Londoner Westend, gibts jetzt nicht mehr. Wenn wir früher die Woche zwei oder drei hatten, so waren wir unzufrieden; heute sind wir über eine die Woche glücklich. Und auch die kann man nicht eingeschließlich Hochzeit nennen. Wir ist's immer, als lägen die Brautpaare nur in die Kirche, um sich Lebewohl zu sagen. Wie kann man auch eine richtige Hochzeit feiern, wenn man weiß, daß der Mann in ein oder zwei Tagen, vielleicht noch am denselben Tage, in den Krieg zieht, und daß die junge Frau sich die ganze Zeit sorgen muß, ob sie ihren Angekündigten überhaupt noch einmal wiederseht. So etwas nenne ich nicht Hochzeit; es ist mehr wie ein Begräbnis.“ In den einfachen Kreisen ist freilich keine Abnahme an Heiraten zu bemerken, sondern eher eine Zunahme, und man sieht öfter auf die kleinen Hochzeitsläufe in den Sitzungen als früher. Der Arbeiter, der sich anwerben läßt, heiratet noch schnell vorher, damit seine Braut als Frau die Unterstützungsgelehr bekommt; aber diese Kriegsheiraten tragen alle einen geschäftlichen und eitigen Charakter, viel Freude ist nicht dabei. Ganz aufgehört haben die Empfänge, die sonst bei Hochzeiten in den großen Hotels veranstaltet wurden. Findet überhaupt eine Festlichkeit nach der Trauung statt, dann ist es ein stilles und einsames Zusammensein der nächsten Verwandten und der engsten Verlobten im Hause der Braut.